Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

urn:nbn:de:gbv:45:1-63032

Visual Library

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Dienstags und Freitags erscheint eine Nummer in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VIII. Jahrgang. Dienstag, den 25. Februar 1851. № 16.

Großherrschaftliche Rundschau.

Was macht der Herr von Oesterreich? —
Er führt sein Volk ins Himmelreich!
Was macht der Herr von Bayern? —
Läßt durch die Pforte steuern!
Was macht der Herr von Schwaben? —
Thut wieder rückwärts traben!
Was macht der Herr von Baden? —
Ihm ist nicht mehr zu rathen!
Was machen beide Hessen? —
Ich mein', sie sind besessen!
Was macht der von Hannover? —
Er stützt sich auf den Tower!
Was macht der Herr von Sachsen? —
Läßt altes Unkraut wachsen!
Was macht der Herr von Preußen? —
Er thut — nichts mehr verheißen!
Was machen All' zusammen? —
Sie halten fest zusammen!
Wie soll's das Volk nun halten? —
Es soll dasselbe thun!
Soll fest zusammenhalten,
Wie's seine Herren thun!

Robert Nitzsche.

Die gegenwärtigen Zustände Deutschlands haben eine wahrhaft trostlose Seite. Aber diese liegt nicht in dem Benehmen und den Maßregeln der Reaction, sondern im Gegentheile in dem Benehmen des deutschen Volkes. Alles, was heute von Seiten der Reaction geschieht, hat sogar sein Gutes. So offene Karten wurden noch nie von den Feinden deutscher Selbstständigkeit und Nationalmannbarkeit ausgespielt. Das muß auch dem Blindesten den Staar stechen. Darin allein liegt die Bürgschaft eines radicalen Sieges der guten Sache. Auch die Maßregeln der Reaction haben ihre sehr guten Seiten. Es wäre ein grenzenloses Unglück für Deutschland gewesen, wenn Preußen die Hoffnungen der Gothaer zur That hätte werden lassen; denn diese Hoffnungen hießen Nichts als eine Theilung Deutschlands. Wie der Bundestag Metternichs die Idee der Einheit Deutschlands retten half, so wird auch der restaurirte Bundestag Schwarzenberg's trotz aller gegenseitigen Bestrebungen der Träger dieser Idee sein. Kommt dazu noch ein einheitliches Zollsystem, so liegt hierin ein doppelter Gewinn. Das „Polizeiheer" der neuen Bundesexecutive wird die Soldaten ganz Deutschlands in alle deutschen Länder, die Oesterreicher nach Norden, die Preußen nach Süden, die Baiern nach Hessen, die Hessen nach Würtemberg u. s. w. führen. Nichts wird geeigneter sein, als diese Wanderfahrten deutscher Heere, den Particularismus zu zernichten. Ja, selbst die systematische Universalität des Polizeidrucks durch ganz Deutschland ohne Ausnahme wird die Folge haben, daß am Tage des Erwachens ganz Deutschland wie Ein Mann erstehen wird. Das Alles schreckt uns nicht, das Alles erscheint uns fast als eine nothwendige Vorschule zur wahren Reife des deutschen Volkes in Einheit und Freiheit. Aber was uns schreckt, was uns oft die schönsten Hoffnungen, die für uns gerade in dem Benehmen der Reaction für Deutschland keimen, — ist das Benehmen des deutschen Volkes selbst. Nur der ist ein Sclave, der sich wie ein Sclave fühlt, denkt und handelt; nur der ist entehrt, der die Entehrung und Mißhandlung schweigend hinnimmt. Die physische Kraft kann auch den freiesten Menschen, das freieste Volk zeitweilig unterdrücken. Aber nur wer sich in diesen Druck, in die Mißhandlung fügt und schweigt, der ist fast nicht besser werth als mißhandelt und mißbraucht zu werden. Der Prometheus fluchte dem Zeus, der ihn an den Fels

Landesbibliothek Oldenburg

schmieden und die Eingeweide zerreißen ließ. Das ist das Bild eines freien Menschen, eines freien Volkes, vom Geschicke besiegt. Aber das deutsche Volk liegt da in Massen, und wagt kaum zu athmen. Ueberall begegnet man der elendesten Muthlosigkeit und Erschlaffung. Hier ziehen sich die Leute, die gestern noch das große Wort führten, zurück; dort warnt gar ein demokratisches Blatt die Bürger einer freien, republikanischen Stadt, daß sie sich ja hüten möchten, ein mißliebiges Wort laut werden zu lassen. Alles duckt unter; Jeder kriecht in seine Austernschale zurück. Das ist es, was den Mann von Ehre fast an der Zukunft seines Volkes verzweifeln machen könnte. Sind das die Söhne der Sachsen, die alle Segel aufspannten, wenn der Sturm heulte? Sind das die Nachkommen der Franken, die jubelnd und singend in die Schlacht stürzten? Die erste Pflicht gegen sich selbst und die Zukunft der Nation ist: männlich dem Geschicke gegenübertreten; denn das Gegentheil ist freiwillige Knechtschaft. Sie lastet auf uns, und das ist unsere Schuld; und so lange sie nicht besiegt sein wird, wird auch keine Hoffnung des Sieges über die Feinde der Freiheit vorhanden sein.

(Z. f. Z.)

An die Großherzogliche Postdirection in Oldenburg

hat der allgemeine Arbeiter-Verein zu Jever nachstehende Vorstellung gerichtet:

Wie verlautet, beabsichtigt die Großherzogliche Postdirection, noch eine neue Fahrpost, behufs Transport von Personen und Gütern, zwischen Jever und Oldenburg einzurichten. Der allgemeine Arbeiter-Verein zu Jever erlaubt sich durch seine unterzeichneten Mitglieder, die Großherzogliche Postdirection darauf aufmerksam zu machen, daß augenblicklich auf der Route zwischen Jever und Oldenburg für den Transport von Personen und Gütern hinlänglich gesorgt ist und die Einrichtung einer neuen Fahrpost zu diesem Zweck durchaus als überflüssig erscheint. Es geht nämlich in der Woche fünfmal von hier nach Oldenburg die Schnellpost, und außerdem noch zweimal die Fahrpost, so, daß die Postverbindung zwischen Jever und Oldenburg an jedem Tage stattfindet. Außerdem geht, von jetzt an, von hier über Varel nach Oldenburg tagtäglich zweimal ein Omnibus, durch welche Einrichtungen also das Publikum täglich dreimal Gelegenheit findet, von Jever nach Oldenburg befördert zu werden. — Hiedurch ist für das Bedürfniß des Publikums mehr als hinlänglich gesorgt, und würde die Einrichtung einer neuen Fahrpost nur zur Folge haben, daß die Posttaxe immer mehr und mehr herabgesetzt werden müßte, um hinsichtlich der Fahrpreise mit denen der Omnibusse eine Gleichheit herbeizuführen. — Bei einer so erreichten Gleichstellung der Fahrpreise würden aber die Omnibusfahrten eingehen müssen, da es feststeht, daß Privat-Unternehmungen gegen den Staat nicht concurriren können, und würden alsdann mehrere Personen an ihrem Erwerbe geschmälert. — Die Postanstalt würde dann als eine gewerbtreibende Staats-Anstalt dastehen. — Es ist aber keineswegs die Aufgabe der Post, als Staatsanstalt, durch Ausübung ihrer Functionen ein Gewerbe zu betreiben, und dadurch einzelnen Staatsbürgern hindernd in den Weg zu treten; es scheint vielmehr, daß die Post lediglich den Zweck haben muß, dafür Sorge zu tragen, daß eine gehörige Communication zwischen den verschiedenen Orten des Landes stattfinde. Wo, wie es zwischen Jever und Oldenburg der Fall, für diese gehörige Communication genügend gesorgt ist, hat die Postanstalt vollkommen gegen das Publikum ihre Pflicht erfüllt, und erscheint jede Erweiterung der Transportmittel für das Interesse des Publikums unnöthig.

Aus diesen Gründen glauben die Unterzeichneten die Großherzogliche Postdirection bitten zu dürfen:

so lange als für den Transport von Passagieren und Gütern zwischen Oldenburg und Jever durch die bestehenden Fahrposten und durch die Omnibusse genügend gesorgt ist, von der Einrichtung noch einer neuen Fahrpost absehen zu wollen. *)

Falls aber die neue Einrichtung wider Erwarten ins Leben treten müßte, erlauben die Unterzeichneten sich, darauf anzutragen:

daß die neue Fahrpost zwischen Jever und Oldenburg zur öffentlichen Ausdingung kommen möge.

Es würde hiedurch gewiß ein bedeutender Nutzen für die Postcasse erzielt, und zugleich auch der Zweck erreicht werden, daß auch andere Personen, als dem angestellten bez. anzustellenden Posthalter, ein Erwerbszweig geboten werde.

Jever 1851. Febr. 13.

Oldenburgische Scheidemünze.

Nach der Regierungsbekanntmachung vom 18. Mai sind die im Jahre 1815 geprägten Zweigrotenstücke mit den Buchstaben N. D. C. F. (nach dem Conventionsfuß) versehen. Man möchte hier wohl fragen, was dies für ein Fuß hat sein mögen. Im nördlichen Deutschland wurden unter dem Namen Conventionsfuß bekanntlich

---

*) Siehe auch den Artikel „Postalisches" in dieser Nummer.
Der Beob.

Landesbibliothek Oldenburg

aus der Mark fein (16 Loth reines Silber) 13 1/3 ℛ geprägt, ob aber in den oldenburgischen Münzen dieser Gehalt zu finden ist, möchte doch sehr die Frage sein. In der Regierungsbekanntmachung vom 2. Decbr. 1815, wodurch die übrigen damals neuen oldenburgischen Münzen in die weite Welt eingeführt wurden, ist nichts über einen Münzfuß erwähnt (wohlweislich?). Die weite Welt blieb freilich nur Oldenburg, jenseits der Gränzen wollte man nichts mit den hiesigen Münzen zu schaffen haben. Selbst schon in Delmenhorst fand der Fremde Quesenköpfe.

In dem Münzgesetz vom 1. October 1846 ist der Cammer aufgegeben, die abgenutzten ältern Münzen nach und nach einzuziehen, auch hat man bereits in den veröffentlichten Ausgabebudget einen Posten dieserhalb gefunden, von der Ausführung ist jedoch noch nichts zu spüren, die alten abgenutzten oldenburgischen Münzen laufen noch immer von Hand zu Hand, jedoch nur nachdem dieselben zehnmal umgedreht und befühlt worden. Gleich und gleich gesellt sich gerne und suchen und finden andere Invaliden, die aus andern Ländern längst verwiesen sind, hier noch stets Aufnahme, trotz Galgen und Rad und 10 ℛ Brüche für den Ertappungsfall.

Es sollte doch mal an der Zeit sein, den oldenburgischen alten und kraftlosen Greisen endlich die Ruhe im Schmelztopf zu geben. Nächst Braunschweig hat Oldenburg das schlechteste Gepräge derjenigen ältern Münzen, welche noch nicht eingerufen sind. Doch sind die Herren Kniphäuser nicht zu vergessen; auch giebt es noch Massen alter preußischer Sechsgroten, Dreigroten und anderer, Preußen aber macht es klug, es verläugnet seine Invaliden und läßt sie sich ihr Heil im Ausland suchen, in preußischen Cassen finden sie kein Obdach.

=.

Postalisches.

Daß bei uns die Post ein Erkleckliches abwirft, ist bekannt, und ist man, wie man hört, darüber aus, dem Publikum dafür etwas zu gute kommen zu lassen. Rochows beschränkter Unterthanenverstand sollte meinen, daß dies am besten dadurch zu bewirken sei, daß man sich der hannoverschen Briefposttaxe anschlösse; durchs ganze Königreich kostet jetzt ein Brief nur drei Grote; aber Prost die Mahlzeit! die Fahrposten sollen vermehrt werden, mit denen jetzt in vierzehn Tagen kaum Eine Person fährt, auch sind bereits einige Fahrpostsätze ermäßigt. Der bisherige Gewinn der Post wird durch Anschaffung neuer Postwagen und deren Vorspann gewiß gut angewandt und vollständig absorbirt, ein neuer Postwagen soll mit Reparatur ungefähr 1000 ℛ kosten und für den Vorspann auf 4 Meilen sollen 4000 ℛ gefordert sein. Bei solchen Ausgaben hat dann die Briefposttaxe gute Weile, man muß erst sehen, wie die Fahrpost rentirt und zahlen wir so lange nicht allein unser, sondern auch das auswärtige bisherige hohe Porto. Doch habt Ihr nicht gehört das Geheimniß: die Auswärtigen tragen das meiste Porto! Das ist zum Kranklachen. Behauptet kann vieles werden, aber der Sache auf den wahren Grund zu kommen, dazu gehört, einen Scheffel Salz bei guter Hausmannskost verzehrt zu haben. Duo si dicunt idem, non est idem, es kömmt darauf an, wer den Beutel zuletzt zur Bezahlung des Briefporto's strippen muß. Jedoch wieder zum Thema. Die Omnibushalter können nur einpacken, denen werden alle Passagiere weggeschnappt! (?) Die Rechnung macht sich aber nicht wohl ohne den Wirth und fallen oft grobe Böcke vor.

Möge der Landtag eine Einsicht in die Sache nehmen, es handelt sich um die augenscheinliche Vergeudung Tausender Thaler durch Vermehrung der Fahrposten, d. h. Einrichtung von Passagierkutschen und Ersparung anderer Tausender Thaler von Seiten des Bürgers durch den Anschluß an die hannoversche Briefposttaxe.

Interessant möchte es sein, die Anzahl der Postpassagiere, die im Jahre 1850 auf den verschiedenen Routen befördert sind, und andere specielle Einnahmen und Ausgaben zu kennen; die Veröffentlichung ist aber nicht zu erwarten. 9.

Musik.

Freitag, den 14. Febr.: Concert für die Hinterbliebenen Albert Lortzings im großen Casino-Saale. — Das Publikum hatte sich nur spärlich eingefunden und die Hinterbliebenen Lortzings werden — wenn nicht der Hof ein Erkleckliches thut — von diesem Concerte wenig zu genießen bekommen. Die Theilnahmlosigkeit für dieses Concert ist wohl theils darin zu finden, daß Lortzings Schöpfungen hier wenig oder gar nicht bekannt sind. Lortzing war ausschließlich Opern-Componist, und da hier keine Opern gegeben werden, so war's natürlich, daß man sie nicht kennen lernen und für Lortzing nicht die große Theilnahme haben konnte, wie er sie anderwärts gefunden und wie er sie in der That auch verdient. Er hat an die zwölf Opern geschrieben, die alle mit großem Beifall gegeben sind und noch fortwährend auf allen großen und kleinen deutschen Bühnen gegeben werden. Sie sind im komischen Genre geschrieben, sind volksthümlich und tragen alle mehr oder weniger den Stempel der Genialität an sich, so daß Lortzing dadurch zu einem Vertreter der deutschen komischen Oper geworden ist. Seine Lieder, von denen sogar auch einige zu uns gedrungen sind, werden noch lange im Volke leben. — Lortzing hat stets mit ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen gehabt, er mußte, um die Seinigen zu erhalten, an verschiedenen kleinen Provinzial-Bühnen wieder als Schauspieler fungiren, nachdem er schon früher als solcher auf den bedeutendsten Theatern sich großen Ruf erworben hatte. Im vorigen

Landesbibliothek Oldenburg

Jahre wurde er von dem neuen Friedrich-Wilhelms-Theater in Berlin als Kapellmeister angestellt und dadurch der bittern Nahrungssorgen enthoben; doch sollte er und seine Familie dies bescheidene Glück nicht lange genießen; in dem kräftigen Mannesalter von 48 Jahren ereilte ihn am 21. Januar der Tod. Seine Opern haben viele Tausende eingebracht, nur ihm nicht; er hat die Seinigen in dürftigen Umständen hinterlassen müssen. — Die Unternehmer des heutigen Concerts würden gewiß mehr ihre Schuldigkeit gethan haben, wenn sie vorher über Lortzings Bedeutenheit für die Kunst und über die Mittellosigkeit seiner Hinterbliebenen Etwas veröffentlicht hätten; die Theilnahme würde dann gewiß größer gewesen sein. Das Programm war auch eben nicht sehr lockend und mag zu der Theilnahmlosigkeit das Seinige beigetragen haben. Es brachte im ersten Theil: 1) Ouverture zur Oper: „Czaar und Zimmermann", von Albert Lortzing. — 2) Arie: „O sancta justitia" aus Czar und Zimmermann, vorgetragen von Herrn Häser II. — 3) Violinconcert von Molique, vorgetragen von dem Herrn Concertmeister Franzen. — 4) Sextett für Männerstimmen aus Czaar und Zimmermann. — Im zweiten Theil: Große Symphonie von Robert Schumann. — Da in diesem Concert außer Lortzing auch andere Componisten zugelassen waren, so hätte man hier wohl mehr Interesse erweckt, diese Andern Mozart, Beethoven, Louis Pape und dergleichen sein zu lassen! —

Die Ouverture ist geschickt gearbeitet und ein sehr gelungenes Werk zu nennen. Sie ist ganz im Character der Oper gehalten, zu welcher sie gemacht ist, wird aber auch im Concert-Saale, für sich allein, immer eine gute Wirkung hervorbringen, besonders wenn sie mit solchem Fleiß und solcher Präcision ausgeführt wird wie heute. — Zu dem richtigen Vortrag der Arie „O sancta justitia" gehört mehr Stimme und weit mehr Volubilität als wie sie Herr Häser II. besitzt. Bei gutem Vortrage ist diese Arie von außerordentlich komischer Wirkung, die hier natürlich nicht erzielt werden konnte, weil es dem Sänger an den genannten nöthigen Eigenschaften mangelte. Die Tempi wurden auch nicht richtig genommen, besonders war das letzte zu langsam. — Das Violinconcert von Molique ist eine sehr gediegene Composition. Es bietet viel Schwierigkeiten dar, die Herr Franzen — wir können zwar nicht sagen, mit Leichtigkeit überwand, die er aber doch in technischer Beziehung größten Theils zu beherrschen wußte. Eine gewisse Unfreiheit, die sich in seinem Vortrage kund gab und nicht die nöthigen Nüancen hervortreten ließ, hatte seine Ursache in einem Unwohlsein, wovon Herr Franzen, wie wir später erfahren haben, schon vor dem Concerte befallen gewesen. Im Anfange wurden beim Umschlagen des Notenblattes einige Tacte übersprungen, was wohl keine Störung hervorgebracht hätte, wenn nur die Bratschen 2c. mitgesprungen wären; aber diese gingen noch eine Zeit lang ruhig im Schritt fort, was etwas unangenehm wurde. — Das Sextett für Männerstimmen aus Czaar und Zimmermann ist eine der schönsten, gediegensten Nummern der Oper; wenn aber die Schönheiten desselben zur Geltung kommen sollen, so muß es von bessern Sängern als die heutigen vorgetragen werden. — Auf die Symphonie von R. Schumann waren wir sehr gespannt; denn vor nicht gar langer Zeit wurde in einer Leipziger musikalischen Zeitung über R. Schumanns Symphonien ungeheuer in die Posaune gestoßen. Ludwig (Beethoven), hieß es da ungefähr, habe uns die paradiesische Seligkeit ahnden lassen, er habe uns vor die Pforten des Himmels geführt; Robert (Schumann) aber habe uns den Himmel geöffnet und uns den ganzen Vollgenuß der paradiesischen Wonnen gegeben. Nun, der Geschmack ist verschieden, jeder hat seinen eigenen Himmel; was uns betrifft, so finden wir es weit agreabler, mit Ludwig vor den Pforten des Himmels zu bleiben, als mit Robert hineinzugehen. — Nach dem einmaligen Hören eines so bedeutenden Werkes kann man freilich kein bestimmtes Urtheil darüber abgeben; so viel ist übrigens gewiß, daß diese Symphonie entstanden sein muß nach der Zeit, wo Davids „Wüste" in Deutschland Furore machte; denn die Einleitung des ersten Satzes, der sonst sehr gut gehalten ist, erinnert stärker daran, als es sich für ein Originalwerk schickt. Der zweite Satz läßt uns Mancherlei von Mendelssohn genießen. Der dritte Satz (Adagio) wäre wohl der gelungenste, wenn nur nicht das schöne Thema und die Modulationen gar zu stark an Spohr erinnerten. Wir weisen auf den Schluß dieses Satzes hin, wo man nur Spohr hört. In dem letzten Satze ist das Thema von dem vorhergegangenen Adagio sehr geschickt wieder gegeben, namentlich bringen es die Blaseinstrumente. Leider aber ist auch dieser Satz nichts weniger als frei von Reminiscenzen. Franz Schuberts C-dur-Symphonie hat hier, wie es uns sehr stark schien, tüchtig herhalten müssen. Die ganze Sextolen-Bewegung der Blaseinstrumente z. B. glauben wir, genau aus dem ersten Satze jener C-dur-Symphonie zu kennen. — Demnach könnte man diese Symphonie kein Originalwerk nennen; sie hat übrigens einen großartigen Eindruck auf uns gemacht und wir halten sie, trotz der vielen darin vorkommenden Reminiscenzen, für ein bedeutendes Kunstwerk, dem man Anerkennung zollen muß. Nur darf man nicht faseln von Ludwig und Robert, wie die erwähnte Leipziger musikalische Zeitung, wenn man sich nicht lächerlich machen will. Ludwig und Robert sind nicht an einem Tage zu nennen. — Die Aufführung war ziemlich gut, nur hätte man mit Recht mehr Reinheit von den Blaseinstrumenten (Hautboi und Fagot) verlangen können. In dem letzten Satze wurden die Saiteninstrumente dadurch undeutlich, daß das Tempo zu schnell genommen wurde.

Der Beobachter.

Für **Kinkel** ist ferner eingegangen: Von H. B. 36 *gr*; von J. J. 24 *gr*. — Um fernere Beiträge bitten wir dringend, wenn man will nicht für den politischen Flüchtling, doch für den augenblicklich unglücklichen deutschen Dichter.

Redacteur: Wilhelm Calberla. — Schnellpressendruck und Verlag von Gerhard Stalling in Oldenburg.

Landesbibliothek Oldenburg

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Dienstags und Freitags erscheint eine Nummer in ½ Bogen. Der Vorausbezahlungspreis ist für auswärtige Abonnenten, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 Gr.; für die Abonnenten der Stadt Oldenburg 34 Gr. frei ins Haus.

VIII. Jahrgang. Freitag, den 28. Februar 1851. № 17.

Ein Wort für Kinkel!

Als vor nicht langer Zeit die Zeitungen uns die Nachricht brachten: „Kinkel ist frei; ist seiner Haft glücklich entflohen!" welches wahrhaft deutsche Herz wurde da nicht froh bewegt? Und wenn es damals zugleich nun geheißen hätte: Kinkel ist wohl frei, aber er und die Seinigen haben nicht das liebe Brod! würden dann nicht tausend und abertausend deutsche Hände sich ausgestreckt haben zur Linderung der Noth des so schwer geprüften Mannes, des wahren Volksfreundes, des edlen deutschen Dichters, des liebreichen Familienvaters und Gatten? Ja, gewiß, das würden sie! Aber so ist nun einmal leider der Mensch in seiner großen Mehrzahl und namentlich, leider, wir Deutsche. Wenn nicht ein großes Ereigniß uns augenblicks rasch zur That treibt, nachher — ja, nachher gehen wir sorglos und unbekümmert um die Noth unserer Nächsten dahin, wenn es uns nur wohl geht! — Und wir nennen uns Christen, Bekenner der Lehre dessen, der da predigte: Du sollst Deinen Nächsten lieben, als Dich selbst? Muß nicht die Schamröthe uns in die Wangen steigen ob dieser Lüge, wenn wir den Mann darben lassen, der für das, was er für wahr und recht hielt, gekämpft, gefangen, muthig dem Tode ins Antlitz geschaut, der an Geist und Körper gemartert ist, Alles um das Wohl seiner Brüder, obwohl vergebens, zu erringen. Kinkel ist, was er ist, aus Ueberzeugung — das steht fest, und den Mann wird auch der ehrliche Gegner achten müssen.

Alle daher, zu welcher politischen Partei Ihr auch gehören mögt, seht in Kinkel jetzt nicht den Demokraten, nicht, wie wohl sonst, den Revolutionär, sondern seht in ihm einen Menschen, einen christlichen Bruder, der Eurer Hülfe bedürftig ist, und dem Ihr helfen könnt. — Als er im Gefängnisse schmachtete, konntet Ihr, seine Gesinnungsgenossen, ihm nicht helfen; jetzt, da ihm die goldne Freiheit wieder lacht, da er den Seinigen, der Wissenschaft zurückgegeben ist, wenn auch als Verbannter, könnt Ihr es leicht; thut es also, aber schnell! jeder nach seinen Kräften.

Ein Christ.

Nachschrift.

Die Bremer Tageschronik schreibt:

Wir erhalten einen Brief von Gottfried Kinkel, mit dem er uns ein Schreiben „an mehrere Bürger von St. Louis" als „das Erste, was er überhaupt wieder in politicis geschrieben", durch die „Tages-Chronik" zu veröffentlichen bittet. Das freundliche Anerbieten, unserem Blatte, „fast der letzten noch flatternden Parteifahne", in Zukunft regelmäßiger Beiträge zukommen zu lassen, „sobald ich — fügt Kinkel hinzu — erst die Hände frei habe; — ich leide hier sehr durch eine hartnäckige Krankheit, die nun schon drei Wochen lang mir die Frau und alle Kinder an's Haus fesselt, und mir alle Lebenskraft, alle Möglichkeit, thätig zu sein, raubt;" — dieses Erbieten nehmen wir nicht in egoistischem Redactionsinteresse, sondern als ein Recht der Partei dankbar in Anspruch.

Zum Verständniß des oben erwähnten Briefes bemerkt Kinkel:

„Von St. Louis aus hat man mir Wohnung und Garten nebst völliger Hauseinrichtung angeboten, wenn ich hinübergehen wollte. Meine bisherige erzwungene Thatlosigkeit wird sich daraus entschuldigen lassen, daß die Meinigen ohne Ausnahme, und zum Theil doch bedenklich, krank sind. Man hat meine Frau zu einem Eide nöthigen wollen, ob ich ihr in Paris etwas über meine Flucht mitgetheilt habe, und weitere Gerichtschikanen mit Recht fürchtend, da sie jenen Eid ablehnte, ist sie, selbst unwohl, mit den kranken Kindern abgereist. Seitdem zieht sich wieder eine Kette von Unglück durch mein Leben, und noch ist keine rasche Aussicht zum

Landesbibliothek Oldenburg